

die in
en eine
is, den
Halb-
in war
hte der
ag auf
cke und
er und
Verdes
nen. —
on den
nischen.
e deut-
ist viel
ten zu
ehr klar
Bolt.
hrer —
n Rüh-
eit, auch
erieren,
Primus-
-Tertio
nichts
namen.
ich ein
mit dem
Septem-
ber der
ezember
hatten
bezeich-
nd Ser-
er der
un'oret
nischen
Serti-
August
h also:
ntilis),
ander
er uro.
Könte
Monat-
Januar
ar vor
en De-
en im
zweite
atsfolge
Julia-
— bei-
ecumom-
en Be-
is De-
ebnete,
Monat.
unden:
e aber
at bis
nichtsia-
wobert
en uns
Janus,
ali und
be auf-
en, dab
e Bor-
teriocht
Wie
sein?
s oder
eit ent-
eutschen
bindung
r a. B.

dessen Ertrag, ja dessen ganzes Bestehen abhängig ist von Wind und Wetter, wird die Bezeichnung Venz oder Ernting viel mehr sagen als März und August, oder dem Jäger sagt Hornung weit mehr als — Februar.

In richtiger Erkenntnis der Ungelegenheit der lateinischen Monatsnamen hat bereits Karl der Große versucht deutsche einzuführen, wie sie hier und da im Volk bereits vorhanden waren. Sie hießen in ihrer althochdeutschen Form: Wintarmanoth, Hornung, Lenzianmanoth, Ostarmanoth, Winne- oder Wunnetmanoth, Brachmanoth, Gewi- oder Gewemmanoth, Acanmanoth, Widemanoth, Wein- oder Bindumemanoth, Winda- oder Verbitmanoth, Heilagenmanoth. Es wird hier jeder finden, auch der des Althochdeutschen nicht Kundige, daß hier deutsches Gemütsleben und eine enge Beziehung zur Natur eine große Rolle spielen. Leider ist diese Reform Karl des Großen nicht durchgedrungen. Sie wurde erstickt durch die Kirche, die ja immer vom Ansehen von „Heiligtümern“ zu reden anfangt, wenn Besseres an Stelle von Verbrauchten gesetzt werden sollte. Und die Sprache der Kirche war das Latein. So blieb es eben bei den lateinischen Monatsnamen.

Schon seit vielen Jahren hat sich dagegen eine Bewegung geltend gemacht, aber in Deutschland ist es eben so, daß man alle Reformen — sagen wir mal recht milde — zunächst belächelt, so auch über die Leute spottet, die Hornung statt Februar oder Silbhart statt Oktober sagen. Und dann hat noch jeder seinen Kopf hübsch für sich und die Leute sind nie unter einen Hut zu bringen, dem einen gefällt es so, den meisten aber das bisherige. Gewiß sind für uns die langvollen Namen aus Karl des Großen Zeit etwas unhandlich, aber gegen folgende Monatsnamen wird sich nicht viel einwenden lassen: „Hartung“ für Januar, ist für gewöhnlich auch immer der härteste Frostmonat des Winters. „Hornung“ (Februar) ist die Zeit des Hirschröhrens und ist daher unkleidet mit der ganzen Jagd- und Waldpoesie deutscher Heimat. „Lenz“ (März), den die Vögel feiern ist noch kein Frühling, aber die ersten schlüchternen Blumentnospen bringen Frühlingstimmung. „Ostermond“ (April) hier fällt stets das kirchliche Osterfest zusammen mit dem großen Auferstehen in der Natur. „Wonnemond“ (Mai) ist bereits bekannt genug und braucht nicht auf die sehr unklare arisch-indische Allmutter Waja zurückgeführt werden. Im „Brachet“ (Juni) nahm man das Brachland unter den Pflanz, und im „Heuert“ (Juli) schwanken die Wagen voll dinstenden Wiesengrasses durch die Torfarten, während im „Ernting“ (August) die eigentliche Ernte, die wertvollste Frucht, das Brotgetreide, eingefahren wird. Im „Scheidung“ (September) scheidet der Sommer, der so viel gegeben, und im „Silbhart“ (Oktober) zeigt die Hart, das ist der deutsche Wald, bereits die gelben Blätter, die dann zu Boden sinken, bis sie der „Rebelung“ (November) mit seinen grauen Schleiern zudeckt, die sich zu Schwaden zusammenballen und den phantastischen Stoff zu Märchen in Spinnstuben, Küchen und Schiffskojen geben. Den letzten Monat nennen wir Jul, oder auch „Hillingmond“ (heiligster Monat) da hier das Weihnachtsfest der christlichen Kirche gefeiert wird, das für uns Deutsche untrennbar mit einem ganz besonderen eigenen Zauber unserer Heimat verbunden ist. Hier reichen

wir auch dem Großen Karl in seinem Grabe in Aachen die Hand. —

Gnomengesellschaft.

In schattigen Laubwäldern trifft man jetzt stellenweise Trupps des eigenartigen Aronstabes (*Arum maculatum*) an. Wie aus dem Märchen genommen erscheinen die sonderbaren Pflanzen, die vor allem auffallen durch die breite, innen hellgrüne Blütenscheibe, die etwa 15 cm lang, oben spitz und unten, durch eine Einschnürung abgegeschlossen, zu einem Kessel zusammengerollt ist. Aus diesem raut als Schauapparat für winzige Fliegen ein schwarzroter Kolben. In wahrhaft raffinierter Weise sorgt diese „Kesselfallenblume“ für ihre Bestäubung. Die Fliegen kriechen in das Innere des Kessels und setzen an den ganz unten stehenden Fruchtknoten mitgebrachten Blütenstaub ab, worauf die Narben sofort ein Nektartröpfchen als Nahrung absondern; denn die willigen Helfer bei der Befruchtung sind auf längere Zeit gefangen, bis die über den Fruchtknoten an dem Kolben sitzenden Staubblüten reif sind. Bei den unausgesetzten Befreiungsversuchen klaffen sich die Fliegen mit Staub. Ist das geschehen, so welken die nach unten gerichteten Stäben an der erwähnten Einschnürung, die den Ausgang reusenartig verstopfen. Die Insekten entfliehen, um sofort ein neues Verhängnis anzufuchen, das ihnen zugleich als Wärmehülle dient, da die Temperatur in den Kesselfallen bis 15 Grad C höher sein kann als außen. Bei der Fruchtreise fällt das Scheibenblatt ab, und ein roter Beerenstand verrät den Standort der nicht allzuhäufigen Pflanze, die auch durch ihre dunkelgrünen, spießförmigen Blätter einen Schmuck des Waldbodens bildet.

In der Nähe des Aronstabes steht oft in größeren Mengen der Bärlauch (*Allium ursinum*), der sich schon von weitem durch Knoblauchgeruch bemerkbar macht, der vor allem den Feinsinnern bekannt ist. Im übrigen Sachsen ist die Pflanze nur zerstreut zu finden, sodaß kein Grund besteht, sie zu bekämpfen. Die Blätter dieser Laubart erinnern an die des Maiglöckchens. Der Blütenstand verflucht durch sein reines Weiß und die hübschen Sternchen mit Erfolg den wenig angenehmen Geruch wieder gutzumachen.

Wie der Bärlauch ist auch die Einbeere (*Vaccis quadrifolia*), ein Farngewächs, aber wieder von so absonderlicher Gestalt, daß man bewundernd stehen bleibt. Auf spannenhohem Stiel stehen im Kreuz 4 eiförmige Laubblätter, aus deren Mitte sich auf dünnem Stielchen die Blüte erhebt. Die gelbgrüne Farbe hat nichts Anziehendes an sich, aber die Form der 8 abwechselnd breiten und schmalen Blütenblätter und die 8 nach oben gespreizten Staubfäden mit ihren Spitzchen sehen eigenartig genug aus. Aus dem schwarzglänzenden Fruchtknoten wird später eine runde giftige Beere.

Auch jetzt blüht die Schlangen- oder Sumpfwurde (*Calla palustris*), deren lateinischer Name von Blumengeschäften her bekannt ist. Freilich erreicht unsere Art, die an sumpfigen Ufern und in Torfbrüchen vorkommt, nur die Höhe von etwa 25 cm. Ueber einem außen grünen, innen weißen Hüllblatt, steht ein gedrungenes Blütenkolben. Aus den kleinen Zwittrerbüthen werden später rote schleimige Beeren, die auf verschie-

dene Weise verbreitet werden. Die grundständigen herzförmigen Blätter verschönern die Pflanze noch.

All die genannten Pflanzen spielen im Deutschen Märchen infolge ihrer Absonderlichkeit eine Rolle. Jeder tiefer veranlagte Wanderer erkennt in ihnen die Gestalten der Gnomen, Wichte, Kobolde, von denen er so gern als Kind gelesen hat. Die Kultur verdrängt diese eigenartigen Kräuter von Jahr zu Jahr mehr, so daß es wirklich wünschenswert ist, wenn sie wenigstens von Wandlern und Spaziergängern gesichert werden. Ein Stück Waldpoesie bleibt damit erhalten. (Seimatschub).

Der Maler mit dem Barte.

Im Jahre 1734 wars, da ging ein großer Mann in seltsamer Tracht vom Altmacht aus durch die Wilddruffer Gasse. Ein ganzer Schwarm Leute hinter ihm her, unter ihnen in großer Anzahl Bauern, die ihre Einkäufe bejogt hatten, denn es war Markttag, so wie das lärmende Volk der Strakeninsend, die in alter Zeit schon durch Mangel an Artigkeit gekränkt hat. Sie lachten und spotteten über den Mann, der friedlich seines Weges ging, schrien „Kauischel!“ hinter ihm drein und einer hob gar einen großen Stein empor und rief: „Ihr habt untern Heiland mit Steinen geworfen, so soll euch daselbe geschehen!“

Der Mann aber, dem dies alles galt, drehte sich um und sagte freundlich: „Gute Leute, ich bin nicht was ihr denkt, wenn ich aber wäre, so tätet ihr Unrecht.“ Der Lärm verstummte, die Lacher und Spötter wurden ernst. Ein Mann aber sagte: „Laßt ihn gehen, es ist Donat, der Maler mit dem Barte!“ „Der Maler mit dem Barte? Was ist mit dem?“ Viele kannten ihn und einer erzählte: „Ein sonderbarer Kauz ist er, geht in einem Sack eingekleidet, mit ungarischen Beinleidern, die schneidert er sich selbst zu recht. Ein Hemd trägt er überhauvt nicht und hat ein Gelübde getan, sich nie den Bart zu scheeren, drum hängt er ihm bis über den Leib herab, so daß er die Enden hinten zusammenbinden kann. Aber ein tüchtiger Maler ist er, sogar Hofmaler. Nur, daß man ihm seine Bilder im Voraus bezahlen muß.“

„O, das ist ein närrischer Kauz!“ wußte einer zu berichten. „Einmal war ich bei ihm denn ich hatte von einem hohen Herrn Bestellungen zu überbringen. Da sah er in einer eiskalten Kammer unter einem papiernen Pavillon, der vorne offen war, und malte auf einer Kupferplatte ein gar feines Bildlein, das stelte eine Kirche dar mit hohen Pfeilern und Bögen und dem Altar. Ueber dem aber waren eine Unmenge winziger Bilder, die ganze Jesugeschichte darstellte und er selbst meinte, es seien 360 an der Zahl. Als ich ihn aber frug, warum er in diesem seltsamen Papierhäuschen sitze, antwortete er gar freundlich und bescheiden, das sei wegen des Staubes, der ihm bei seinen feinen Malereien zu schaffen mache.“

So war es auch Gabriel Donat, der Hof- und Kabinettmaler, im Volksmund nur „Der Maler mit dem Barte“ genannt, war ebenso tüchtig in seinen Miniaturmalereien, wie er gutmütig und friedlich, aber auch sonderbar in Kleidung und Benehmen war. Man sagte ihm nach, er lasse seinen Bart nicht